

monopol

Magazin für Kunst und Leben, Nr. 5, Dezember/Januar 2005
Euro 7,00 (A 8,00/Lux 8,40) SFr 13,70



Hype

Immer teurer, immer schneller: Wie der Kunstmarkt die Künstler verschlingt

West-Berlin

Unbekannte Fotografien aus der Musik- und Kunstszene der frühen Achtziger

Neue Helden

Le Corbusier, Benedikt Taschen, George W. Bush, Chuck Close



05

4 196469 107001

Ich war ein Plattenbau

Leinefelde in Thüringen ist die einzige schrumpfende Stadt, die aus dem Problem etwas gemacht hat: eine Architektur- ausstellung, in der sich die alte Askese mit der neuen trifft.

Es geht um DDR-Platten, die jetzt aussehen wie Schweizer Minimalismus. Um zwei Architekten aus dem Westen. Und um die Frage, ob der Sozialismus weiter- oder weggebaut werden sollte.

VON PETER RICHTER FOTOS: ANGELA BERGLING





Gemeinschaft und Zelle: Muck Petzet hat die Blöcke
des sogenannten Physikerviertels unter ein großes,
gemeinsames Dach gesteckt.

Die acht gelben Häuser stehen nicht am Rand von Stuttgart oder München, und sie enthalten auch keine Eigentumswohnungen. Sie sehen nur so aus. Die acht gelben Häuser stehen am Rand von Leinefelde in Thüringen und waren einmal ein Plattenbau. Ein 180 Meter langer Riegel. Typ WBS 70.

Der Architekt Stefan Forster aus Frankfurt am Main hat bloß das fünfte Geschöß abgenommen und sieben große Segmente aus dem Riegel herausgeschnitten, bis nur noch ein Kamm mit acht Zinken in den Himmel über dem Eichsfeld ragte. Diese Zinken bekamen neue Grundrisse, größere Fenster, einen freundlichen Anstrich und vor allem sehr viele skulpturale Balkone, die bei jedem Haus ein wenig anders sitzen als bei seinem Nachbarn. Sie sind ähnlich, aber nicht gleich; wie unterschiedlich verdrehte Varianten von Rubik's Zauberwürfel. Weit vor die Häuser hat Forster massive Gartentore in den Rasen gepflanzt, der dadurch zu einer Art Privatgrundstück wird und von den Erdgeschoßbewohnern auch als solches genutzt werden darf. Die Erdgeschoßwohnungen, die in Plattenbauten immer zu den unbeliebtesten gehören, waren als erste vermietet. Seit die acht gelben Häuser am Rande von Leinefelde in diesem Jahr fertig geworden sind, waren sie schon in Zeitschriften in Australien zu sehen und in Stadtmagazinen von New York. Die acht Häuser sind international jetzt schon bekannter, als es Leinefelde in seiner 777jährigen Geschichte vermutlich jemals in Deutschland war. Sie markieren den Eingang zu einer Plattenbausiedlung, die ständig Preise bekommt, zuletzt, im Oktober, sogar den Europäischen Städtebaupreis. Das mehrfach prämierte Kernstück dieser Anlage war dieses Jahr bei der Architekturbiennale von Venedig ausgestellt, liegt direkt neben den gelben Häusern und ist deren exaktes Gegenteil: Das Münchner Büro msp Meier-Scupin & Petzet hat da drei teils komplett umgebaute Plattenbauriegel zu einem großen Wohnhof zusammengefaßt, in dessen Inneren ein Haus ganz abgetragen, ein weiteres bis auf das Erdgeschoß und darin ein Mieterzentrum untergebracht. Die Großblock-Ästhetik, die der Frankfurter Architekt mit seinen Würfelhäusern so entschieden gebrochen hat, hat der Münchner eher noch gesteigert.

Eine kleine ostdeutsche Stadt mit großem Neubaugebiet. Zwei Architekten aus dem Westen. Der eine sagt Nein zum Plattenbau, der andere sagt Ja. Und ein Bürgermeister, der aus dieser Konfrontation einen Musterfall für den Stadtumbau Ost geschaffen hat.

Beginnen wir mit dem Bürgermeister. Gerd Reinhardt ist 59 Jahre alt, seit 1990 im Rathaus und dort das, was man früher einen Volkstribun genannt hätte. Ein Mann, der vor Geschäftigkeit bebt, wenn er zwischen der Eröffnung eines Straßenfestes und der Erledigung dringlicher Amtsgeschäfte kurz nochmal sein Plattenbaugebiet erklärt. Das mache er sowieso jeden Tag, gestern waren Algerier da, morgen kommen Ungarn, dann wieder Westdeutsche aus dem Ruhrgebiet, und die Japaner lassen ihn ständig zu Vorträgen einfliegen, „weil die Japaner im Gegensatz zu uns nicht erst warten, bis das Kind in den Brunnen gefallen ist“. Stadtschrumpfung ist ein internationales Phänomen, die große Ausstellung der Bundeskulturstiftung in Berlin hat das gerade vorgeführt. Abwanderung und Leerstand stellen die meisten Kommunen vor unlösbare Probleme. Nur in Leinefelde steht das Problem kurzerhand als seine eigene Lösung da, so über-



Bürgermeister Gerd Reinhardt vor dem Mieterzentrum

Was hat Leinefelde, was andere nicht haben?

Ihn. Gerd Reinhardt. Einen Bürgermeister, der früh genug erkannt hat, daß die üblichen Plattenbau-Aufhübschungen nicht reichen.

Daß Städteplaner und Architekten ranmüssen.

Und, vor allem, wo die Fördertöpfe stehen und wie man da das Beste rausholt.

sichtlich und klar wie die einer Rechenaufgabe: Plattenbaubestand minus abgewanderte Bewohner plus Umbaumaßnahmen ist gleich schöneres Wohnen für zufriedenerere Menschen. Gerd Reinhardt, der früher Lehrer für Mathematik und Physik war, spricht noch heute wie jemand, der es gewohnt ist, daß seine Zuhörer auch simplen Sachverhalten nur mit Mühe folgen können. Aber es ist in Ostdeutschland nun einmal ungewöhnlich, wenn man einen Bürgermeister, dem ein Viertel der Einwohner abhanden gekommen ist, regelrecht vergnügt sagen hört, die Schrumpfung sei keine Katastrophe, sondern eine Chance: „Vorher, das war der ungesunde Zustand.“

Leinefelde war ein Dorf mit 2500 Seelen, das von der DDR-Regierung 1959 im sogenannten „Eichsfeldplan“ zum Industrieschwerpunkt gekürt wurde. Eine der größten Baumwollspinnereien Europas wurde da auf die nordthüringischen Äcker gewuchtet. Es wurden so viele Facharbeiter angesiedelt, daß es 1969 zum Stadtrecht reichte, und 1986 wohnten schon 16 500 Menschen in Leinefelde, neunzig Prozent davon in Plattenbauten. Die Stadt ist in mehrfacher Hinsicht typisch: bis 1990 als Produkt der dezentralisierten Industriepolitik der DDR, und danach als klassisches Katastrophengebiet; wirtschaftlich monokulturell und deshalb ziemlich chancenlos angesichts der Deindustrialisierung des Ostens. Ein ländliches Nest, an dessen Rand völlig unvermittelt ein riesiger Haufen serieller Wohnungsbauprodukte über einen windigen Abhang gekippt worden war; eine sozialistische Stadt neben einem abgeschiedenen Dorf. Auswegloser kann die Lage auch in Hoyerswerda oder Schwedt nicht gewesen sein. Zu Beginn der neunziger Jahre passierte dann auch in Leinefelde, was überall passierte: die umfassendste und vernichtendste Diskriminierung einer Wohnform, die jemals stattgefunden hat. Nach dem Zusammenbruch der DDR rächte es sich, daß Honecker die Wohnungsfrage, dieses uralte Lieblingsprojekt der deutschen Linken, so hemmungslos ideologisiert und bis zu einem Punkt getrieben hatte, wo die schiere Quantität jeden Rest von Qualität brutal erstickte. Wer sich trotzdem jahrelang um eine Neubauwohnung mit Zentralheizung bemüht hatte, mußte sich plötzlich sagen lassen, die Platte sei das Allerletzte. Über weite Teile des ostdeutschen Wohnungsbestandes ließ sich 1990ff offenbar nur noch in Schimpfworten sprechen. Nicht einmal die Bauten der Nazizeit sind derart diskreditiert worden wie die Plattenbauten, die ebenfalls immer auch gleich als ästhetische Metapher für das politische System der DDR herhalten mußten, als gebautes Abbild eines gescheiterten Anspruchs: die Rasterfassaden, die jede Wohnung wie einen Kaninchenbau nach außen abbildeten, der graue, grobe Beton, die Gleichförmigkeit, die Uniformität, die Monotonie. Das Beitrittsgebiet schleppte einen Baubestand mit in die Bundesrepublik, der in so ziemlich allem den dort gültigen postmodernen Städtebau-Paradigmen zuwiderlief. Daß Großsiedlungen außerdem meistens soziale Problemgebiete sind, ist eine westdeutsche Erfahrung, die, auf die ostdeutschen Großsiedlungen übertragen, wie eine self fulfilling prophesy wirken mußte: Wer nicht ohnehin auszog, weil er in den Westen ging, der floh, wenn er konnte, vor dem miesen Image ins Eigenheim.

Die städtischen Wohnungsunternehmen, denen die Mieter weg-liefen, reagierten überall im Osten ähnlich. Sie privatisierten und sanierten um ihr Leben. Das hat wirtschaftlich oft nicht sonder-

lich viel gebracht und ästhetisch eher noch größeren Schaden angerichtet. Viele Plattenbauten sehen nach der Standardsanierung aus, als wollten sie zum Fasching. An den Wohnungen selbst ändert sich dabei regelmäßig so gut wie nichts, aber das wohnraumgroße Raster der Betonplatten wird mit kleinen Wärmedämmplatten ein bißchen verniedlicht, ein wirrer, meistens irgendwie fliederfarbener Anstrich versucht, die Massivität der Blocks zu übertünchen, und die Eingangstüren werden so gestaltet, wie man das von Bahnhofsklos der achtziger Jahre her kennt. Leinefelde wäre nicht die Umbau-Ost-Musterstadt, die sie ist, wenn sie nicht auch dafür ein unübertroffenes Spitzenbeispiel besäße. Eines Tages Anfang der Neunziger hielt nämlich ein eindrucksvolles Auto aus Gummersbach in der wendegebeutelten Kleinstadt, und heraus stieg ein Mann, den Augenzeugen nicht nur als Beispiel sondern schon als Karikatur eines westdeutschen Glücksritters bezeichnen. Der Mann hieß Otto Schumacher und spielte ein paar Jahre lang den König von Leinefelde, er sponserte den Fußballverein und spekulierte mit Immobilien. Als er Pleite war, hinterließ er einen Haufen Ruinen – und ein sehr bemerkenswertes Objekt in der Beethovenstraße, an dessen Front ein mehrere Stockwerke umfassendes Porträt des Komponisten prangt. Der Plattenbau vom Typ Erfurt SMB ist in der Farbe von orthopädischen Strümpfen gestrichen, die Kanten sind in Rustika gefaßt, über manchen Fenstern hängen elefantengraue Giebelattrappen, und vor den Türen stehen Betonsäulen, die dreieckige Tempelfronten tragen. Daß über den Türen ungelenkig zusammengeknetete Porträtbüsten von Leuten wie Händel, Bach oder Liszt angebracht sind, hat Schumacher dem „Spiegel“ einmal als „kulturellen Entwicklungsbeitrag“ begründet: Die Leinefelder wußten sonst gar nicht, wie diese Komponisten eigentlich aussahen. Ursprünglich hatte Schumacher sein Anwesen vor Bewunderern mit einem Stacheldrahtzaun schützen wollen, was aber hier, in so unmittelbarer Nachbarschaft zur ehemaligen innerdeutschen Grenze nur auf wenig Gegenliebe stieß. Jetzt steht da ein Jägerzaun. Die Leute, die hier ein und aus gehen, schauen immerhin sehr tapfer. Was bleibt ihnen auch übrig. Und was bleibt Bürgermeister Reinhardt anderes übrig, als den peinlichen Komponisten-Stützstrumpf an der Beethovenstraße ein Beispiel zu nennen, „aus dem man zumindest lernen kann“.

Dabei hatte Reinhardt, der Stadtplanung, wie er sagt, rigoros als „Chefsache“ betreibt, schon früher aus diesen Entwicklungen gelernt, was viele jetzt noch nicht wahrhaben wollen: daß sich die strukturellen Probleme nicht mit zweifelhaften Aufhübschungen lösen lassen, sondern nur mit tiefen Eingriffen ins zuckende Fleisch. Mit einer Stadtplanung, die das abseitige Gebiet endlich an die Stadt anschließt und mit einer Architektur, die die Bewohner ernst nimmt und dann auch von ihnen ernst genommen werden kann. Wahrscheinlich braucht man die Autorität eines Lehrers, um zwei miteinander um jeden Mieter konkurrierende Wohnungsbaugesellschaften an einen Tisch zu zwingen und ihnen dort Dinge abzuverlangen, die sich zu diesem Zeitpunkt noch niemand im Osten getraut hatte: Erstens den Abriß ganzer Häuser, vor allem am Rand der Siedlung, um deren Kern zu stärken. Und zweitens einen internationalen Architekturwettbewerb.

Daß den zwei westdeutsche Architekturbüros gewannen, die in der Folgezeit dann immer weitere Folgeaufträge erhielten, ist vielleicht nur auf den ersten Blick überraschend. Vielleicht sind



Neue Wege in den Plattenbau: ein luzides Treppenhaus von Muck Petzet (Hertzstraße)



Balkone in Petzets Wohnhof: massiver Zuwachs an Wohnraum – und an Fassadenplastik

es gerade die Welten, die zwischen Leinefelde und Frankfurt oder München liegen, die den Blick auf das Problem schärfen. Wobei der aus Frankfurt ganz anders ausgefallen ist als der aus München.

Stefan Forster, der Zweitplatzierte, hat eigentlich einen hörbaren Horror vor Plattenbauten. Er hat das Negativimage verinnerlicht und spricht lieber von Neubauten, wenn er im Westen über seine Arbeit in Leinefelde berichtet. „Das sah ja grauenhaft aus“, fand Forster, als er 1996 die Wettbewerbsunterlagen auf den Tisch bekam, „die ganzen Rasterfassaden.“ Er ist dann auch gar nicht erst hingefahren, in die Südstadt von Leinefelde, denn: „Das deprimiert einen ja nur.“ Immerhin muß Forster von Frankfurt aus aber zu der Erkenntnis gekommen sein, daß Leinefelde eher Land als Stadt ist. Und der Bezug zur Landschaft ist deshalb – neben der Varianz, den großzügigeren Grundrissen und den üppigen Balkons, die nicht nur die Fassade strukturieren, sondern auch den Wohnraum nach außen vergrößern – die Leitidee seiner Umbaumaßnahmen. Forster hat die Freiflächen vor den Häusern grundsätzlich zu Gärten der Erdgeschoßwohnungen gemacht, manchmal mit demonstrativ hohen Mauern drumherum. Diese massive, fast freche Privatisierung von öffentlichem Raum hat die Eigentümerin, die Leinefelder Wohnungsbaugenossenschaft, erst dann verkraftet, als sich zeigte, daß dadurch die unbeliebten Erdgeschoßwohnungen zu den mit Abstand beliebtesten wurden. Und daß die Flächen, für die sich vorher keiner verantwortlich fühlte, auf einmal zu blühen anfangen. Privatheit, oder zumindest die Anmutung von Privatheit, ist ein Schlüsseffekt bei Forster, der nach den vielen Ausgriffen in den Umland zuletzt zur Substraktion übergegangen ist, einem Verfahren, das angesichts des Leerstandes naheliegt: Bei einem seiner neuesten Umbauten gibt es Dachgärten, die aus dem obersten Stockwerk für die jeweils darunterliegende Maisonettewohnung freigeschält wurden. Es ist dabei aber symptomatisch, daß diese Dachgärten so exklusiv sind wie die auf Le Corbusiers frühen Privatvillen – und nicht etwa so gemeinschaftlich wie auf seinen Wohnmaschinen, den nie erreichten Vorbildern aller ostdeutschen Plattenbauriegel.

Sozialismus ist weniger eine Frage der Ästhetik als eine des Eigentums, und die Antwort von Stefan Forster auf gleich beide Fragen fällt eindeutig aus.

Die von Muck Petzet lautet etwas anders. Der Münchner hatte bereits in seiner Diplomarbeit mit Plattenbauten zu tun, und schon das erste Projekt nach Gründung seines Architekturbüros beschäftigte sich mit dem Osten, mit Oberwiesenthal im Erzgebirge, dem höchstgelegenen Plattenbaustandort Deutschlands. Wenn Stefan Forster für die Überwindung der Platte steht und für eine Tradition des Wohnbaus, die suggestive Bilder und einen im Kern widersprüchlichen Marketingbegriff wie „Stadtvilla“ hervorgebracht hat, dann steht Petzet für Rehabilitation des Plattenbaus. Für die Rettung eines Prinzips vor denen, die es in den moralischen und ästhetischen Ruin getrieben haben, und vor denen, die es deshalb jetzt ganz abschaffen wollen. Die Präfabrikation und das Baukastenprinzip sind ein Traditionsbestand der sozial engagierten klassischen Moderne. Petzets damaliges Büro msp Meier-Scupin & Petzet hat den Wettbewerb von Leinefelde mit einer verblüffenden Ehrenrettung des Baukastensystems gewonnen. Sie haben aufgezeigt, wieviel Potential im Plattenbau-

Architektur als Grenze: Stefan Forsters Stadtvillen sind zunächst einmal eine Stadtmauer.

Nach innen wirken sie als Bollwerk gegen die Flucht der Besserverdiener ins Eigenheim. Und nach außen als Stadtkante, als Auftakt und als neues Wahrzeichen.

Nicht nur für die Siedlung, sondern auch für eine neue städtebauliche Grundrechenart, die Subtraktion: Platte minus abgewanderte Bewohner ist gleich mehr Platz und Privatheit für den Rest.







Die Komponistenplatte in der Beethovenstraße

Das Grauen hat ein Gesicht: Säulen, Giebel, Jägerzaun

Eines der extremsten Beispiele für die üblichen Aufhübschungen von Plattenbauten mit Gemütschrott steht ebenfalls in Leinefelde – und macht die radikale Flucht in neue, moderne Architektur sehr verständlich.

prinzip stecken kann. 68 verschiedene Wohnungstypen waren plötzlich in den starren Riegeln möglich. Für jeden Anspruch und Finanzspielraum etwas. Das ganze mit einer feinsinnigen Materialität, die einerseits aus dem Vorhandenen schöpft, andererseits aber durchaus erkennen läßt, daß Petzet lange im Büro von Herzog & de Meuron gearbeitet hat. Das ist das Erstaunliche: daß sich die noble Einfachheit des Schweizer High-End-Purismus ästhetisch ganz problemlos mit dem Erbe des ostdeutschen Plattenbaus kurzschließen läßt.

Eine ganze Menge davon konnte dann im sogenannten Physikerquartier tatsächlich umgesetzt werden. Die Kosten waren nicht höher als bei einer Standardsanierung, obwohl die Wohnungen teilweise komplett umgebaut wurden. Die uniformen Riegel wurden erst in verschiedene ästhetische und soziale Niveaus fragmentiert, dann aber mit einem großen Dach zu einer gewaltigen dreiflügeligen Anlage wieder zusammengespannt. Die großen Wohnhöfe des Roten Wien kommen einem da in den Sinn und die revolutionären Siedlungen der Weimarer Republik. Und genau das sei auch sein Ausgangspunkt gewesen, sagt Petzet: Gemeinschaft und Zelle, ein Gegenüber von Öffentlichkeit und Individuum, die hart aneinanderstoßen. In seinem Wohnhof gibt es keine Gärten, direkt an der Hauskante beginnt ein Platz, den Petzet selbst als „sozialistisch“ bezeichnet und für den er als Zentrum sein viel beachtetes Mieterzentrum erfunden hat. Daß ein Flügel davon von der Wohnungsbaugesellschaft WVL genutzt wird und daneben ein martialischer Zaun einen „japanischen Garten“ verriegelt – das ändert an der Grundidee nur bedingt etwas. Der Platz ist eine Apotheose des Gemeinschaftsgedankens, dafür sind die großen Balkons, die ihn umgeben strikt als Privatsache definiert und weitgehend gegen Einblicke abgeschirmt, während sie bei Forster meistens mit Transparenzen spielen und semiprivat Zwitterräume bilden. Bei Petzet ist Privatheit eine Frage von Entweder-Oder.

Es ist eine Konfrontation wie in den zwanziger Jahren: sozialistische Siedlung und ländliche Gartenstadt. Beides scheint Erfolg zu haben. Oder vielleicht ist es auch die Kombination aus beidem. Aus These und Antithese. So viel Dialektik gibt es auf dem einstigen Boden des real existierenden Marxismus heute allenfalls vielleicht noch in Ostberlin zwischen Castorfs Volksbühne und Peymanns Berliner Ensemble.

Der Gewinner heißt in jedem Falle Reinhardt. Der umtriebige Bürgermeister hat eine Art Bauausstellung, um die ihn andere schrumpfende Städte beneiden, und eine Bevölkerung, die sich in Befragungen mit ihren neuen Häusern äußerst zufrieden zeigt. Die Abwanderung in Leinefelde konnte gebremst werden. Das liegt nicht nur an der Plattenbausanierung. Daran liegt es aber auch. Es bleibt die Frage, was einer postsozialistischen Gesellschaft angemessener ist, welches Modell richtiger ist in einer Stadt, deren Einwohner zum größten Teil in und mit dem Plattenbau großgeworden sind: Forsters versöhnliche Bürgerlichkeit oder Petzets herbfrischer sozialer Realismus. Wo das Angebot größer ist als die Nachfrage, ist das für die Zukunft gewissermaßen der demokratischen Abstimmung durch die Menschen anheimgestellt. Auch das macht den schrumpfenden Osten zu einem der interessantesten Testfelder für die deutsche Architektur.



Symbole für das Privateigentum an Rekreationsmitteln: Gartenmauern und Balkone in Forsters „Dichterviertel“